

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 9 — Bydgoszcz/Bromberg, 13. Januar — 1938

Der krumme Kreis.

Roman von Gerald Verner.

(20. Fortsetzung.)

XXV.

Eves Geständnis.

An diesem Tage erschien Mr. Grindley nicht zum Mittagessen, sondern ließ es sich heraufbringen.

Eve war froh, von seiner Gesellschaft befreit zu sein, denn seit Mr. Budds Enthüllung befand sie sich in einem Zustand höchster Erregung.

Dahinter aber verbarg sich ein anderes Gefühl: die Unruhe und der Zweifel, die sie keine Nacht mehr ruhig schlafen ließen, hatten sich jetzt vervielfacht.

Der bohrende Argwohn, der sie quälte, seit Mr. Budd Jacks Taschentuch gefunden hatte, war jetzt so mächtig geworden, daß er schon beinahe Gewißheit war.

Und die Polizei teilte ihren Verdacht, — dessen war sie sicher. Sie mußte Jack sehen, sie mußte ihn sprechen, ihn warnen! Dieses Gefühl wurde übermächtig in ihr, während die Stunden des Nachmittags verstrichen. Mit verzweifeltem Mut begab sie sich schließlich in das Arbeitszimmer, um Jack anzurufen.

Ihre Hand lag schon auf der Klinke, als sie sich erinnerte, daß die Polizei den Raum versiegelt hatte, und daß ihn niemand betreten konnte. So blieb ihr nur die Möglichkeit, ins Dorf zu gehen und von der Post aus zu telephonieren.

Schnell nahm sie Hut und Mantel und verließ leise das Haus. Wenn Mr. Grindley herunterkam und ihre Abwesenheit feststellte, würde es Ärger geben, aber das wollte sie in Kauf nehmen.

Auf dem Weg zur Gartentür traf sie mit dem Konstabler zusammen, der Archer abgelöst hatte. Er griff grüßend an den Helm. Sein Anblick hätte sie eigentlich erleichtern und ihr das Gefühl größerer Sicherheit vor dem unbekannten Mörder geben müssen, der hier umging. Aber sie empfand gerade das Gegenteil. Der große, breitschultrige Mann, der da mit gemessenen Schritten auf das Haus zuging, war ein sichtbares Zeichen für die ständige Wachsamkeit des Gesetzes.

Wenn Jack in diesen Fall verwickelt war, wie konnte er hoffen, dem rastlosen Suchen der großen Organisation zu entgehen, der dieser Mann angehörte?

Sie war ganz außer Atem, als sie die Post erreichte, die an der Hauptstraße des Dorfes lag. Angst hatte ihren Lauf beflügelt. Sie nickte dem alten Mann zu, der hinter dem Ladentisch stand, und trat in die Telephonzelle, die sich in einer dunklen Ecke des Raumes befand.

Sie wählte die Nummer des Weißen Hauses und wartete. Nach geraumer Zeit wurde die Verbindung hergestellt, dann hörte sie zu ihrer Erleichterung Jacks Stimme.

„Hier ist Eve," erwiderte sie auf seine kurze Frage. „Jack, ich muß dich dringend sprechen! Kannst du dich mit mir treffen? Irgendwo, aber sofort!"

„Was gibt es," fragte er hastig.

„Das kann ich am Telephon nicht sagen. Kannst du nicht herauskommen? Nur für einen Augenblick."

Kurzes Schweigen.

„In fünf Minuten bin ich bei dir," antwortete er schließlich. Geh langsam die Straße herunter und komm hierher!"

Mit erleichtertem Aufatmen hängte sie an und verließ den Laden.

Es war ein trüber Nachmittag. Der weißliche Nebel, der am Vormittag über allem gelegen hatte, war nur in den Mittagsstunden der Sonne gewichen und kam jetzt wieder. Mit jeder Minute wurde er dichter. In der Nacht mußte er völlig undurchsichtig sein.

Sie bog von der Dorfstraße in den sanft ansteigenden Seitenweg ein, der zu der Einfahrt des Weißen Hauses führte. Als sie noch fünfzig Meter von ihrem Ziel entfernt war, tauchte in dem feinen Dunst eine Gestalt auf, in der sie Jack erkannte.

Er sah bleich und erschöpft aus, sein Gruß verriet Besorgnis.

„Du machst mir eine große Freude, Eve," sagte er und hielt ihre beiden Hände fest umschlossen. „Aber weshalb willst du mich sprechen? Es muß schon etwas ungeheuer Wichtiges sein, denn du hast mich bisher noch nie angerufen."

„Du hast recht, — es ist ungeheuer wichtig!"

Sie zögerte, jetzt, da er ihr gegenüberstand, merkte sie erst, wie schwierig es war, das, was sie sagen wollte, in Worte zu kleiden. Er sah ihre Verlegenheit und versuchte unbeholfen, ihr Zeit zum Überlegen zu schaffen.

„Wollen wir den Wacholderweg entlanggehen? Dort werden wir kaum jemandem begegnen."

Sie war einverstanden. Er nahm ihren Arm und schlenderte langsam mit ihr auf den kleinen Feldweg zu. Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander her. Eve zermarterte ihr Gehirn, nach einem Anfang, während Jack verwundert überlegte, was sie so plötzlich veranlaßt haben könnte, ihn aufzusuchen. Er brach das Schweigen zuerst.

„Was hast du, Eve?" fragte er sanft. „War Grindley heute wieder einmal besonders grob?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, — es hat nichts mit Mr. Grindley zu tun. Es handelt sich um — dich!"

Erstaunt suchte er ihren Blick. Sie hielt beharrlich das Gesicht abgewandt.

„Um mich," wiederholte er gedehnt. „Weshalb?"

Jetzt endlich war sie entschlossen. Sie nahm ihren Mut, der sie schon wieder zu verlassen drohte, rasch zusammen.

„Jack," sagte sie, „warum hast du mir nie verraten, daß Kenton nicht dein richtiger Name ist?"

Immer noch sah sie starr geradeaus. So konnte sie die plötzliche Veränderung in seinem Gesicht nicht wahrnehmen. Aber sie hörte, wie er scharf den Atem einzog, und fühlte, wie sich seine Finger um ihren Arm preßten.

„Wer hat dir das gesagt?“ murmelte er heiser.

„Ich hörte es heute vormittag von einem Polizeikommissar.“

Er blieb so plötzlich stehen, daß sie durch den unerwarteten Ruck beinahe das Gleichgewicht verlor.

„Verzeihung!“ entschuldigte er sich.“ Aber was — was sagte — der Kommissar?“

Sie berichtete, und er hörte mit verschlossenem Gesicht zu.

„Ja, es ist wahr,“ sagte er, als sie geendet hatte, „mein ursprünglicher Name ist Wreyham. Kenton ist der Mädchenname meiner Mutter. — Auf ihren Wunsch haben wir unseren Namen geändert.“ — Er machte eine Pause. Sie sah die Unschlüssigkeit in seinem Gesicht. — „Es geschah, als ich noch ein kleiner Junge war,“ fuhr er endlich in hastigen, abgerissenen Sätzen fort,“ nach einem traurigen Ereignis. Mein Vater verübte Selbstmord — vor zwanzig Jahren. Er war Bankier und war an dem Zusammenbruch der Tellsbury-Bank beteiligt. Du wirst kaum etwas davon wissen, denn damals warst du gerade erst zur Welt gekommen.“

„Wie schrecklich!“

In Eves leiser Stimme klang Mitgefühl.

„Es war schrecklich, du hast recht. Meine Mutter hat diesen Schlag nie recht überwunden. Ich sagte, mein Vater verübte Selbstmord, — so hieß es in dem gerichtlichen Gutachten. Aber dem Sinne nach — wurde er ermordet!“

Die Heftigkeit seines Tones ließ sie zusammenschrecken.

„Ermordet?“ wiederholte sie. „Wie meinst du das?“

„Es würde zu lange dauern, wenn ich dir jetzt alles erzählen wollte,“ sagte er mit einer abwehrenden Handbewegung. „Er tötete sich, — weil man ihn dazu gezwungen hatte. Weil er es nicht über sich brachte, die Folgen eines Schurkenstreiches auf sich zu nehmen, den ihm Grindley und seine Helfershelfer gespielt hatten.

Sie öffnete die Augen weit in grenzenlosem Erstaunen.

„Mr. Grindley?“

Es war nur ein Flüstern.

Jack nickte zornig.

„Jawohl, Grindley,“ sagte er rauh. Grindley, Jarvis und Cashman! Damals nannten sie sich anders, die Schufte. Sie waren es, die den Schwindel aufzogen. Sie unterschlugen das Geld der Bank und fälschten die Bücher, so daß es aussah, als wäre mein Vater der Alleinverantwortliche. Sie waren schlau, teuflisch schlau! Niemand hat sie in Verdacht gehabt. Alles wurde meinem Vater aufgebürdet, dessen Selbstmord freilich ein stummes Geständnis schien. Es war, als habe er damit das Bekenntnis seiner Schuld unterschrieben.“

In die Augen des Mädchens trat ein Ausdruck tierischer Verstörtheit.

„Und du hast die ganze Zeit über gewußt, daß Mr. Grindley, Jarvis und Sir Joseph — daß s i e die Männer waren, die deinen Vater . . .?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht die ganze Zeit über,“ antwortete er. „Ich erfuhr es erst vor wenigen Monaten. Seit fünfzehn Jahren hat meine Mutter nach den Männern gefahndet, die für Vaters Tod verantwortlich waren. Sie hatte ein privates Detektiv-Institut mit den Nachforschungen beauftragt. Erst nach vieler Mühe gelang es, die Identität jener Männer festzustellen.“

„Und das war der Grund für deine häufigen Fragen nach Mr. Grindleys Leben und Treiben?“

Er nickte.

„War es auch der Grund dafür, daß du dich mit mir anfreundetest?“

Wiederum nickte er.

„Ursprünglich ja,“ gab er zu. „Aber bald . . . Nun, du weißt ja, was ich für dich empfinde.“

„Und du — du warst es, der . . .“ Ihre Stimme bebte. Ihr Gesicht war totenblaß. Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, ihre Kehle war wie ausgedörrt.

„Der — was?“ fragte er die Antwort in ihrem angstgepeinigten, starren Blick. „Du meinst, — ich habe sie getötet?“ Bei Gott, nein!“

Forschend blickte sie ihm ins Gesicht. Nach einer Weile atmete sie tief auf, — er hatte sie überzeugt.

„Ich hatte solche Angst, Jack!“ flüsterte sie. „Ich befürchtete es, seit man dein Taschentuch auf dem Parkweg gefunden hatte, der zu dem Gartenhaus führt, wo Jarvis starb.“

Er schrak zusammen.

„Mein Taschentuch?“

Eve erzählte ihm kurz, was sich an jenem Morgen ereignet hatte. Sein Gesicht wurde noch bleicher.

„Es ist mir rätselhaft, wie es dahin gekommen sein kann.“ sagte er vor sich hin. „Ich bin niemals in der Nähe jenes Weges gewesen.“

Er hielt inne und wandte sein Gesicht hastig ab, damit sie den bangen Ausdruck in seinen Augen nicht wahrnähme. Wiederum packten ihn die schrecklichen Ahnungen, die ihn seit Arthur Jarvis' Tode nicht verlassen hatten.

„Du mußt dir darüber klar sein, daß die Polizei Verdacht auf dich hat,“ fuhr Eve fort. „Du mußt ihr ja auch verdächtig sein! Man weiß jetzt, daß dein richtiger Name Wreyham ist, — sicherlich ist man auch über die näheren Umstände bei deines Vaters Tode unterrichtet. Wenn man entdeckt, daß Grindley, Jarvis und Sir Joseph die Mitdirektoren deines Vaters waren — und das wird die Polizei bald herausbringen, wenn es schon einem Detektiv-Institut gelungen ist, — dann wird man bestimmt behaupten, daß damit das Motiv zu den Morden gefunden ist.“

Jack biß sich auf die Lippen und sah sie beunruhigt an.

„Ja, — das vermute ich auch,“ sagte er. Dann fuhr er fort: Eve, sage mir, — warum warntest du mich, obwohl du offenbar von meiner Schuld überzeugt warst?

Sein eindringlicher Blick ließ sie erröten.

„Ich — ich . . .“ stammelte sie verwirrt, „ich wollte dir Zeit verschaffen, — damit — damit du etwas tun könntest, ehe man gegen dich vorginge.“

„Du meinst, du wolltest mir Zeit zur Flucht verschaffen?“

Sie nickte schweigend.

„Obwohl du glaubtest, daß ich schuldig sei?“

„Ja,“ hauchte sie fast unhörbar.

„Und warum tatest du das, Eve?“ fragte er zärtlich.

Schweigen.

„Weil — weil du . . .?“

„Weil ich dich sehr, sehr lieb habe, Jack,“ antwortete sie leise.

Seine Arme umschlangen sie.

„Warum hast du mir das nicht früher gesagt, Eve?“ fragte er ganz nahe an ihrem Gesicht.

Einen Augenblick überließ sie sich willenlos seiner Umarmung, dann machte sie sich mit einem erstickten Schluchzen frei.

„Weil ich kein Recht dazu hatte, antwortete sie mit gebrochener Stimme. „Auch jetzt habe ich kein Recht dazu, — aber — aber ich konnte nicht anders! Ich mußte es dir sagen.

„Warum hast du kein Recht dazu?“ drang er in sie. „Immer wieder habe ich dich gebeten, meine Frau zu werden . . .“

„Ich weiß es, Jack,“ unterbrach sie ihn. Aber ich sagte dir, daß ich es nicht tun könne, — daß es unmöglich sei.“

„Warum ist es unmöglich?“ beharrte er.

„Weil . . .“ sie hielt inne und schwieg so lange, daß er seine Frage mit sanfter Stimme wiederholte.

„Weil ich schon verheiratet bin!“ sagte sie plötzlich. „Mit Mr. Grindley!“

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Stadt.

In einer kleinen Stadt, die — tausend Jahre
Und mehr — Geschichte schrieb, war ich zu Gast.
Mich hat so tiefe Müdigkeit erfaßt,
Als sänk ich selbst zurück wohl tausend Jahre.

Ich sah im Traum die alten Kaiser ziehen
Durch gleiches Tor, durch das mein Fuß heut' ging,
Das Echo, das an ihrem Schritte hing,
Vernahm mit meinem ich ins Weite fliehen.

Als ich, erwachend, mich wie neugeboren
Zurückfand durch der Glocken voll Geläut
Und alles Traumerinnern jäh verloren,

War mir, als wäre ich vor tausend Jahren
Hier schon zu Gast gewesen, so wie heut
Mit singenden und wandernden Scholaren!

Carl Maria Holzapfel.

Schnitter auf dem Eis.

Skizze von **Wilhelm Schussen.**

Der Himmel hängt weißgrau und filzig bis an die Erde herab. Mein Blick reicht kaum noch bis auf ein paar hundert Schritte im Umkreis, und ich bin jetzt also so richtig allein mit dem leise zischenden dürren Schilf, mit einem gespenstigen Weidenbaum am Strand, der mich wie fragend und hilfesuchend anglotzt.

Manchmal dringt noch die Nebelsirene eines Dampfers durch das weißliche, filzige Nichts an mein Ohr, manchmal bellt noch ein ferner Hund wie aus einem verschnürten, dicken Sack heraus von der Landseite her. Eine Weile hindurch vernehme ich von irgend woher ein heftiges Klopfen wie von einem Handwerkshammer. Vielleicht steht dort drüben ein Haus, vielleicht ein ganzes Dorf, einsam und verlassen wie ich in diesem endlosen Nebel.

Das Gewelle des Bodensees wandert mit mir, versinkt zwischenhinein im Nebel und strudelt dann wieder neu auf. Und Möwenschrei und Entenruf fällt ab und zu aus dem Nebelsack heraus. Doch nun trifft mich plötzlich ein eigentümlicher barscher Laut, nein, ein Gerassel, ein rauschendes Geklirr und Geklingel von draußen im Grau des Röhrichts . . . Es ist, als ob dort jemand Glas zusammenfege. als ob Gespenster oder Nebelgeister dort draußen irgend einen fabelhaften Spuk aufführten.

Ich aber errate sofort, daß dort draußen ein Schilfschnitter mitten in diesem unerhörten Nebel auf dem Eis steht und die hohen, dürren, steifen, frostklirrenden Schilfrohrhalme mit der Sense niederlegt.

Denn jetzt, da die seichten Uferflächen zugefroren sind, ist es endlich auch möglich, das im Wasser stehende Rohr zu mähen und zu bergen, ja, der Schnitt ist im Winter sogar leichter als in der Altweibersommerzeit, weil die Halme unterdessen dürrer und spröder geworden sind, weil bei trockenem Frostwetter ja ohnehin alles wie Glas zerspringt. Und doch war damals, als ich im Altweibersommer unter den Rohrschnittern am See stand, alles schöner als heute. Damals wanderte ich von besonnten Hügeln herab, aus verzauberten Herbstwäldern heraus, dem blauen, glitzernden See entgegen. Hochgelb und blutrot leuchtete damals der verglühende Wald, das unsäglich sanfte Olivgrün sterbender Lärchen mischte sich darein, mächtige Eichen glühten ockergelb aus dem Tannengrün. Es war eine unbeschreibliche, unbändige, großwürfige und doch wieder gelassene Pracht. An den Hecken flammte es gold und mattweiß, wucherte blutrotes Brombeergewirr, schaukelten Mücken mit gläsernen Flügeln auf goldenen Haselnußblättern, prunkten junge Eichen in bunten Sträußen, spielte ein harfender Sonnenwind in goldbraunem Blätterwerk. Aus den Obstgärten der Seedörfer aber stiegen die Kronen verwelkender Kirschbäume wie blühende Pfirsiche ins Blaue, verglomm das Reblaub.

Die Rohrmänner mähten damals an warmer, sonnengetränkter Schilfwand, die doppelt so hoch war als sie selber, und breitgeladene Wagen fuhren auf schmalen Wiesenwegen den Seedörfern entgegen.

Auch ich habe in meiner Jugend einmal einen solchen Wagen geleitet, aber ich bin dabei neben das Geleise geraten, so daß die Räder auf einer Seite einsanken, der Wagen ins Stürzen kam, sich überschlug und Pferd und Kuh eine Sekunde lang an der Deichsel in der Luft hingen. Heute noch höre ich den Schrei, den ich damals in meiner Herzensangst ausgestoßen habe. Daran denke ich jetzt sehr lebhaft. Und auch an die mannigfachen sonstigen Fährlichkeiten dieser Schilf- und Streugrasernte denke ich. Und vorsichtig und behutsam betrete ich das glatte Eis der Rohrwiesen und schreite in der Richtung des Sensenklirrens in den immer noch dicker werdenden, allgegenwärtigen Filz hinein. Das Gewelle des Sees nähert sich, wird immer eindringlicher. Und immer warnender dringt der Ruf der Wasservögel zu mir herüber. Das Eis hat von jeher seine Tücken, besonders in solcher Nebelzeit, und das Wasser hat keine Balken. Aber nun löst sich endlich die Gestalt des Schilfmähers aus dem Nebelsack.

„Guten Tag“, grüße ich ihn.

Der Mäher erschrickt heimlich und stutzt. Es erscheint ihm gänzlich unfaßlich, daß bei diesem Nebel ein fremder Mensch hierher des Weges kommt. Er zwinkert mich fragend an.

„Haut's gut?“

„Jawohl“, antwortet er kurz.

„Heute ist's arg neblig und kalt“, sage ich.

Er wirft den Kopf leicht zur Seite, hält inne mit Mähen und sagt: „Man ist hier wenigstens allein, man ist wenigstens sein eigener Herr hier.“

Ich nicke wortlos, ich bin plötzlich sehr bewegt; denn ein solcher eigenwilliger Freiheitsdrang wie der dieses schlichten Mannes zwingt zur Achtung.

Es flüstert im schneestillen Wald.

Winterliche Skizze von **H. O. von Bonin-Ponitz.**

Stunde um Stunde fielen die weißen Flocken zur Erde nieder. Schnee lagerte sich auf den Dächern der Häuser, hüllte schützend die Saat auf den Feldern ein, lastete auf den Ästen und Zweigen der Bäume im Wald. Stumm und erstaunt verhielten alle Tiere im Wald den Atem, duckten sich unter dem Gezweig der Fichten, ließen sich einschneien, instinktiv der Wärme des Schnees vertrauend. Viele Stunden verharrte alles Leben so im schneestillen Wald. Nur ein junger Jäger machte sich bald nach dem Ende des Schneefalls mit seinem Hund auf den Weg, um nach Fährten Ausschau zu halten. Und als er nach langem, vergeblichen Gang wieder ins Dorf einkehrte, kam ihm schmunzelnd der alte Förster entgegen und sagte ihm, daß es sich erst morgen in der Frühe lohne, nach Fährten zu suchen . . .

Schön war der Morgen, an dem sich die Sonne nach blutigrotem Aufgang in jedem Schneekristall tausendfach spiegelte. Neben seiner Spur vom gestrigen Tag fand der Jäger jetzt so manche Fährte von Rotwild oder Rehwild, hier die Spur eines Hasen, der hoppelnd zu Feld gerückt war, dort die Fährte eines Damschauflers, der am Wegrain das Heidekraut zur Aesung freigeschlagen hatte. Wie in einem offenen Buch las der Mensch, wer sich ein Stelldichein unter der Eiche gegeben, wohin den Fuchs, den Marder die Beutegier getrieben, wer seinen Weg nach der Hegewiese genommen.

Nach langer Wanderung läßt sich der Jäger auf seinem Jagdstuhl nieder.

Umständlich packt er das mitgebrachte Frühstück aus und teilt es gerecht mit seinem vierbeinigen Kameraden. Behaglich zündet er sich dann seine Pfeife an und pafft dicke, blaue Wolken in die Luft. Jetzt erst merkt er, wie still es um ihn herum ist. Endlos zieht sich die Wagenspur hin, die von dem Langholzwagen herrührt und nach dem Schlag zwei Jagen weiter führt. Vor dem Jäger steht ein Bestand von alten Kiefern, lustig nehmen sich ihre Kronen in dem Schneeputz aus. Jede Jungeiche, jeder Grashalm hat seine kleine weiße Haube. Ob er Wild sehen wird? Nichts ist in dem schneestillen Wald zu hören.

Da — wie mit einem Mal ist kleines, feines Leben um den Menschen. Er weiß nicht, woher es kam. Es hat sich nicht mit Brechen und Knacken angekündigt, wie es der edle Rothirsch tut, wenn er aus der Dickung austritt. Hinter dem Menschen in der Kiefernschonung hat es leise zu flüstern und zu wispern begonnen. Langsam dreht sich der Jäger um, um besser sehen und hören zu können. Da und dort ist ein Stimmchen zu vernehmen, ist Bewegung, fällt ein dicker Wattebausch vom dünnen Kiefernzweig. Kleine Vögel sind es, die emsig in dem Geäst turnen, überall in den Rinden und Rindenspalten nach verklammten Käfern, nach überwinternden Puppen suchen . . . Da glänzt das gelbe Köpfchen eines Goldhähnchens auf, dort ist eine Sumpfmeise zu sehen, die an dem matten Schwarz am Kopf zu erkennen ist. Hier kommt eine kleine gelbbrüstige Blaumeise ins Blickfeld, dort hält eine kühn beschopfte Haubenmeise mit blanken Augen Ausschau nach ihrer kleinen Beute. Dann zeigt das scharfe Fernglas dem Jäger das seltene Tannenmeischen, mit dem weißen Fleck im Nacken . . . Im Husch ist es wieder verschwunden. Länger lassen sich zwei Schwanzmeisen betrachten, die eine stolz auf der Spitze einer Jungkiefer thronend, die andere unter einem Zweig hängend. Länger fast als der kleine Körper ist das schwarz-weiße Schwänzchen.

Und über diesem munteren Treiben der kleinen Vögel liegt es sichtbar wie ein feines, enges Netz, das all die verschiedenartigen Glieder des Schwarms zusammenhält . . . der vielstimmige Gesang: Der helltönende Ruf der Haubenmeise,

das hohe Zirpen des Goldhähnchens, das Tsitsita der Sumpfmeise und das leise Sisitscherrp des Schwanzmeischens.

Und was ist da? Mit klirrendem Lachen schwingt es sich aus der Dickung, hell leuchtet schwarz=weiß=rot ein Gefieder auf: der Buntspecht, der sich klatschend an den Stamm der alten Kiefer wirft und dröhnend im Holz nach den Maden hackt, daß Rinde rieselt und schwarze Tupfen im Schnee leuchten. Artig folgt das kleine Völkchen diesem Anführer: einer nach dem andern verläßt mit leisem Locken den schützenden Jungwald, flattert schnell durch das Blau des Himmels in die Kronen der ehrwürdigen Bäume und stäubt nun auch dort den Schnee von den Zweigen, um nach Räupchen zu suchen.

Verschwunden ist der Spuk, verhallt sind die Stimmchen, Schweigen ist wieder überall.

Ein Pakt wird besiegelt.

Eine Geschichte von **Franz Friedrich Oberhauser.**

Zweimal schon hatte der Statthalter des Feldhauptmanns vom schwäbischen Bund einen Boten in das halbzerstörte Waldschloß mit dem Befehl hinaufgeschickt: der Bauernführer Andreas Praxer solle sich bedingungslos ergeben. Und zweimal hatte ihn der wilde Praxer den steilen Wald hinabgejagt, mit der Antwort, er solle zum Teufel gehen samt seinem verderblichen Feldhauptmann Georg, dem in vielen schandhaften Kämpfen gegen die Bauern sieghaften Truchseß.

Zwei Hundertschaften mutiger Landleute standen hinter den grauen, hohen Mauern des geplünderten Schlosses und warteten auf Praxers Befehl. Es war schlimm geworden um die Bauernrotte; eine Soldateska ohne Gnade hatte ihr arg zugesetzt, wie allen Bauern im Deutschen Reich, bis weit ins Tirolische hinein. Praxer sah keinen Ausweg mehr. Der Augenblick forderte einen Pakt. Ein Opfer. Er wußte auch, daß alle die Männer zu ihm standen, daß sie alle eine Heimat hatten, Grund und Boden ... Äcker, Felder, Wiesen ... wie konnte er ihnen dienen? Dienen! Dienen! Das mußte er!

Der Statthalter hatte ihm die Freiheit der Bauern versprochen, wenn er sich ergeben würde. Er allein. Es war eine große, ereignisreiche Nacht gekommen, eine Nacht mit einem Entschluß.

Und als am nächsten Tag wieder die Boten aus dem hohen Wald riefen, stand der Praxer zu reden bereit. Der Statthalter war mitgekommen. Praxer ließ sein Lachen so laut werden, daß es im Schloß durch alle Säle widerhallte.

„Wir haben Waffen!" rief der Statthalter.

„Wir haben nur Keulen und Werkzeug, das der Bauer zur friedlichen Arbeit braucht!"

„Ihr könnt sie behalten und damit werken. Nur dich wollen wir ... dann wird Ruhe im Land."

„Jetzt sagst du das?" schrie der Praxer.
„Der Weg steht euch offen! Mein Wort darauf!"

„Wir haben noch mehr. Wir haben Ehr und Wehr, Mut und Ausdauer! Wer gibt mir die Gewähr, daß der Pakt hält?"

„Mein Schwert! Ich leg's auf die Erde", rief der Statthalter. „Mein Wort ist meine Ehre."

„Hättest viel ersparen können an Unglück und Not, wenn du es früher wahrgemacht hättest."

„Du willigst ein?" rief der Statthalter.

„Die Freiheit den Bauern. Und ich gehör' dir", schrie der Praxer zurück.

„Tu es nicht, Praxer!" braust der Chor aus dem Schloßhof. „Wir vertrauen dir ... wir sind nichts ohne dich!"

„Der Statthalter hat das Wort seiner Ehr' gegeben. Nehmt sein Schwert! Ich vertrau euch. Habt Kinder und Weiber und habt viel zu arbeiten, damit das tägliche Brot wieder gedeiht. Das Leben des Volkes hängt ab von eurem Tun, von der Arbeit der Bauernhänd'."

Indessen hat der Statthalter sein Schwert auf die Erde gelegt. Und Praxer hat das Tor öffnen lassen, und sechs Bauern sind hinaus, um das Schwert zu beschützen. Sie haben es in den Hof getragen, und der Statthalter ist ihnen nach, mit einem Trupp Soldaten.

Der Praxer mit seinem braunroten Bart sieht, daß alles in Ordnung ist.

„Ich hab' keine Waffen mehr, Praxer. Ist alles bereit. Nun komm, damit der Vertrag in Ordnung ist!"

„Sollst mich haben, Statthalter!" schreit der Praxer und steigt auf die Mauer des Turmes. Die Stange mit dem Dreschschwengel in der Rechten. Er breitet die Arme aus. Er trägt an beiden Füßen schwere Steine. Dann schwingt er sich hinaus. Und gerade wie eine Tanne saust er hinab und schlägt mit den Beinen zuerst auf dem Schloßhof vor den Soldaten auf. Entsetzt weichen sie zurück.

„Da bin ich, Statthalter!" ruft der Praxer mit dem Rest seiner wilden Stimme. „Da hast mich, nimm mich!"

Grimmig schaut ihn der Statthalter an; sein Lächeln ist verflogen. Dann greift er nach seinem Federhelm ... und mit funkelnden Augen sieht er zu, wie die Bauern den Praxer auf Reisig legen und mit ihm davonziehen ...

Keine Miene macht der Statthalter. Viel hat er erlebt, viel gesehen, aber nichts hat ihn so gerührt wie diese Tat eines Mannes. Schweigend läßt er die Bauern an sich vorbei.

Wie es dieser Pakt verlangt. Dieser Pakt, den der Praxer bis zum Letzten gehalten.

Und immer noch drängen sie hinaus, durch das offene Tor, in den Wald, zu ihren Äckern und Feldern, in die Freiheit!



Lustige Ecke



Das Märchen.

Die Lehrerin sammelt die Hefte ein. Denn die Kleinen haben einen Aufsatz geschrieben, dessen Thema lautete: „Ein Märchen".

Und dieses Märchen sollte Jegliches selbst ersinnen.

Als die Lehrerin nun die Arbeiten korrigiert, liest sie, was das Klärchen erzählt:

„... und der stolze Königssohn heiratete die Prinzessin. Dann wurde eine schöne Hochzeit gefeiert. Doch bald darauf sehnte er sich danach, auf Abenteuer auszuziehen. Er nahm Abschied von der Prinzessin und zog in die Ferne. Sie aber blieb ihm treu und schenkte ihm jedes Jahr ein Kind."

*

Der einzige Ausweg.



„Meinen Sie, daß Sie an diesem Wagen etwas machen können?"

„Ja—a, ich könnte natürlich das Nummernschild abschrauben und einen anderen Wagen daran befestigen!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.